

Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
Band: 9 (1868)
Heft: 6

Artikel: Das Appenzeller-Ländchen
Autor: Taylor
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-255732>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Appenzeller-Ländchen. *

(Uebersetzt aus dem Atlantic Monthly, devoted to Literature etc. —
Aug. 1867, pag. 213—27. — Boston, Ticknor and Fields.)

Der Reisende, welcher den Bodensee in Lindau erreicht, oder diese blaßgrüne Wasserfläche durchkreuzt, um am Schweizerufer zu landen, muß wohl die kühnen Höhen im Süden bemerken, welche zwischen dem Eingang ins Rheintal und den langen, wellenförmigen Hügelsreihen des Kantons Thurgau hervorragen. Diese Höhen, unterbrochen von manch einem Thaleinschnitt und Hohlweg, sind die Gipfel eines Alpenlandes. Ueber den steil ansteigenden Plan zerstreute Häuser und Dörfer zeigen sich deutlich dem Auge. Das manigfaltige Grün von Wald und Weide wird nur selten vom Grau der Felsen unterbrochen. Die Strahlen der Nachmittagssonne berühren die neben einander liegenden Höhen und Berg Rücken mit goldenem Lichte, so daß sie über den beschatteten Niederungen scharf hervortreten. Hinter und über dieser

* Verfasser dieser Beschreibung unsers Ländchens und unsrer Landsgemeinde ist ein Amerikaner, Hr. Taylor. Es liegt ein Reiz darin, sich in einem Spiegel, den uns Fremde vorhalten, zu beschauen, und der Appenzeller ist von jeher für diesen Reiz empfänglich gewesen. Taylor's Bericht ist sehr wohlwollend und interessant, leidet aber an vielen inkorrekten Schilderungen und beweist aufs neue, daß zu einer allseitig richtigen Auffassung und Darstellung eines fremden Volkes und Landes mehr gehört als ein flüchtiger Aufenthalt von einigen Tagen. Die Red.

Region erheben sich festungsartig die zackigen Gipfel der Säntiskeite, die im Sommer nur spärlich mit Schnee bedeckt sind.

Die grünen Höhen nächst dem See, mit dem links und rechts abfallenden Lande, gehören zu dem Kanton St. Gallen. Aber oberhalb, neben der durch die untergehende Sonne bezeichneten Grenze, liegt das „Appenzeller-Ländli“, wie es in der die Diminutiven liebenden deutschen Sprache genannt wird, was so viel heißen will als: Das kleine Land Appenzell.

Wenn ihr vom Bodensee aus nach dem Rheinthale und zu den Bädern von Ragaß und Pfäffers hinaufsteigt, dann westwärts zu dem Wallenstattersee euch wendet, das Toggenburg betretet und so den Fuß des Gebirges umgangen habt, so seid ihr immer auf st. gallischem Boden geblieben. Appenzell ist eine von jenem Kanton vollständig eingeschlossene Berginsel. Von welcher Seite ihr euch dem Ländchen nähert, müßt ihr steigen, um hinauf zu gelangen. Es ist ein fast kreisrundes Ländchen, von Süden nach Norden abfallend, aber über die angrenzenden Gebiete erhaben. Diese Erhebung und Isolirung schließen sowohl geschichtliche als physische Eigenthümlichkeiten in sich. Als nach Unterwerfung der Bevölkerung, die jetzt unter zwei verschiedene Kantone vertheilt ist, die Gewalt der st. gallischen Aebte immer mehr wuchs und immer drückender wurde, wagten die Hirten auf jenen Bergen, im Jahr 1403, den ersten Schlag für ihre Freiheit. Sie wahrten diese und gründeten eine naturwüchsige Demokratie, in Form und Geist dem Bunde ähnlich, welchen die innern Kantone fast ein Jahrhundert vorher geschlossen hatten. Ein Echo von der Grütliwiese gelangte in die wilden Thäler am Fuß des Säntis, und Appenzell war um die Mitte des 15. Jahrhunderts einer der Staaten, aus denen sich die schweizerische Eidgenossenschaft gebildet hat.

Ich finde etwas sehr Ergreifendes und Bewundernswertes in diesem Bruchstück einer kaum erwähnten Geschichte. Das Volk dort oben schloß sich ab aus eigener That; es

hielt zusammen, organisirte eine einfache, aber genügende Regierung und behauptete sich in seiner zähen Unabhängigkeit, während seine Brüder unten im Lande ringsherum in den Ketten priesterlicher Despotie noch länger seufzten. Die Freiheit des Einzelnen scheint eine von dem Bergleben unzertrennliche Bedingung zu sein; ist dieselbe gewonnen, so dienen alle äußern Einflüsse nur dazu, den konservativen Charakter der Bewohner zu fördern. Die Kantone Unterwalden, Schwyz, Glarus und Appenzell haben bis auf diesen Tag die einfachen demokratischen Formen beibehalten, wie sie schon vor fast 600 Jahren im Geiste des Volkes wurzelten.

Bereits zweimal hatte ich von der Ebene aus hinaufgeschaut nach dem nördlichen Abhange der kleinen Bergrepublik, mit dem Wunsche und Entschlusse, eines Tages die grünen Pfeiler zu besteigen, welche sie auf allen Seiten stützen. An einem nebligen Morgen verließ ich in einer kleinen offenen Kutsche die Stadt St. Gallen, um nach Trogen zu fahren, überzeugt, es liege ein den meisten Reisenden noch unbekanntes Land vor mir. Der größte Theil seiner Sommergäste sind Leidende, meistens aus der Ostschweiz und von Deutschland, welche dort oben zur Genesung Schotten und Ziegenmilch trinken, und obschon die Fabrikate des Landes in der ganzen Modewelt bekannt sind, giebt es doch wenig Reisende, die von der Hauptstraße weg sich dorthin wenden. Der Wirth in St. Gallen sagte mir, seine meisten Gäste seien Handelsreisende, und meine nachherige Erfahrung unter diesem unverdorbenen Volke überzeugte mich, daß ich auf diesen Wege wohl als einer der Vorläufer zu betrachten sei.

Es war der letzte Samstag im April, also für eigentlichen Reisegenuss wenigstens ein Monat zu früh. Aber am folgenden Tag war Landsgemeinde in Hundwyl, in der Weise und mit den gleichen Zeremonien, wie sie seit 3 bis 4 Jahrhunderten beobachtet worden sind. Dieser Umstand bestimmte die Zeit meines Besuchs. Ich wünschte den Charakter einer reinen alpinen Demokratie zu studiren, die das repräsentative

Prinzip bis heute noch nicht sich angeeignet hat; ich wollte mit einem Theile des Schweizervolkes zusammen sein, zu einer Zeit, wo es sich in seinem eigensten Wesen darstellt, lieber als mit herkömmlichen Handbüchern dasselbe auf Wegen beobachten, wo außer den Naturschönheiten dem Auge so viel verborgen bleibt.

Schlechtes Wetter war hinter mir; es war, besorgte ich, auch vor mir. „Die Sonne wird die Nebel bald vertreiben“, sagte der Postillon, „und wenn wir dort hinauf kommen, werden Sie sehen, welche Aussicht wir genießen.“ In dem reichen Thale von St. Gallen, aus welchem wir hinaufstiegen, waren die grünen Matten von den zerstreuten Häusern und von Gruppen und Reihen blühender Kirschbäume beinahe überdeckt. Allein auch zu beiden Seiten der ansteigenden Straße breiteten sie sich aus; Blumen und Thau glänzten darauf im flüchtigen Sonnenstrahl. Ueber uns lagerten sich graue Nebelmassen, welche die nahen Hügel verhüllten und sich auf den Bodensee niedersenkten. Als wir durch diesen Nebelgürtel gelangt waren und uns des zunehmend klaren Himmels freuten, genoß ich, nach Norden hin, nur die Aussicht auf ein Nebelmeer. Nach vielen zurückgelegten Straßenwindungen, welchen entlang die blühenden und knospenden Bäume die Höhe so genau bezeichneten wie ein Barometer, erreichten wir endlich den höchsten Punkt der diesseitigen Grenze von Appenzell und den Kampfplatz auf Bögelinsegg, wo der Hirte zuerst seine Kraft mit dem Soldaten und Mönche gemessen und wo er gesiegt hat.

„Wozugegen fand der Kampf statt?“ fragte ich den Postillon.

„Unten und oben und allüberall hier“, sagte er, indem er auf der Höhe mit dem Wagen hielt.

Ich schaute nach Norden. Von oben gesehen, zog sich der Nebel zusammen in dichte rundliche Wolkenmassen, ihr oberer Rand vom Silberglanz umsäumt. Sie hingen über dem See und wälzten sich in jede Bucht und verbreiteten

sich von Ufer zu Ufer, so daß auch nicht ein Streif Wasser sichtbar war. Aber über dieser drückenden Stille erhoben sich in der Ferne jenseits des Sees die Höhen der vier deutschen Staaten. Eine Alp im Vorarlberg erschien wie eine Insel am Himmel. Der Postillon äußerte laut sein Bedauern; ich aber fand das Gemälde am besten so, wie es war. Zur Rechten lag das Appenzellerland, nicht ein flaches Land, sondern eine Region von Berggrücken und Gipfeln, von Thälern und tiefen Tobeln; die Matten grün wie Smaragd, bis hinauf zum Schnee und so dicht übersät von Wohnungen, in Gruppen oder zerstreut, als breitete sich ein Dorf über das Land hin. Im Süden, über Tannenwäldern, erhebt der Säntis seine Felsenthürme, mit weißen Pyramiden geziert.

„Hier, wo wir sind, war die erste Schlacht“, sagte der Postillon, „aber es war noch eine andre, zwei Jahre nachher, dort drüben, auf der andern Seite von Trogen, da, wo die Straße nach dem Rhein hinabführt. Stosz heißt der Ort, wo zum Andenken an den Kampf eine Kapelle steht. Herzog Friedrich von Oesterreich kam dem Abt Kuno zu Hilfe. Ze zehn von diesen stand nur ein Appenzeller gegenüber. Es war ein heißer Kampf, sagt man, und die Frauen halfen, nicht mit Lanzen und Geschöß, sondern auf folgende Weise: sie zogen weiße Hemden an und stürzten aus einem Walde über dem Kampfplatze hervor. Als die Oesterreicher und Aebtischen sie sahen, glaubten sie, es kämen den Appenzellern Geister zu Hilfe, darum gaben sie den Kampf auf, nach einem Verluste von 900 Rittern und Fußvolk. In Folge davon wurde angeordnet, die Frauen sollen zuerst zum Abendmahl gehen, damit die Männer die ihnen geleistete Hilfe nie vergessen. Seither zieht das Volk jedes Jahr am Schlachtstage nach der dort erbauten Kapelle.“

Als ich über die Grenze gekommen war, suchte ich unwillkürlich einen Unterschied in der Bevölkerung zu entdecken. Aber ich hatte den ausgleichenden Einfluß, welchen dieselbe Beschäftigung, auf den Bergen oder im Thal, ausübt, nicht

beachtet. So lange Appenzell ein Hirtenland war, mußten wohl manche Eigenthümlichkeiten in Kleidung, Gebräuchen und Sitten vorgekommen sein. Allein schon seit langer Zeit theilt Außerrhoden (Name dieses Landestheils) mit St. Gallen und Umgebung die Fabrikation von feiner Musseline und noch feinern Stickereien. Fast in jedem Hause sind Webstühle; hieraus erklären sich zum Theil die Dichtigkeit der Bevölkerung und die Zeichen allseitigen Wohlstandes, der sonst dem Fremden unbegreiflich wäre. Die Häuser sind nicht nur so nahe beisammen, daß fast jeder seinem Nachbar rufen und von ihm gehört werden kann, sondern sie sind auch groß und stattlich, fast luxuriös, mit den Wohnungen anderer Landleute in Europa verglichen. Die durchschnittliche Bevölkerung von Außerrhoden beträgt 4750* Seelen auf die Quadratmeile, also fast das doppelte der bevölkertsten Gebiete Hollands.

Wenn man nur einige von diesen Häusern nach den Vereinigten Staaten transportiren könnte! — Unsre Bauart auf dem Lande ist nicht nur häßlich, sondern oft unpraktisch; da sieht man entweder schlechte, auf das Feld gestellte Hütten oder städtische Gebäude. Ein Appenzellerbauer lebt in einem Hause von 40 — 60 Quadratfuß Flächenraum und von selten weniger als vier Stockwerken. Doch werden die beiden oberen durch das hohe, steile Dach verengert, so daß ein Giebel des Hauses seine Vorderseite ausmacht. Das Dach ragt gewöhnlich auf allen Seiten bis vier Fuß hervor, zum Schutze der Wände und des Getäfels, das unter jeder Fensterreihe angebracht ist. Die äußern Wände sind mit aufrecht übereinanderliegenden, unten abgerundeten Schindeln von 2—3 Zoll Breite bedeckt; sie mahnen an die Schuppenpanzer alter Zeit. So wird die Wärme im Innern der Häuser gut erhalten. Wenn die Schindeln vor Alter jene volle braune

* In Wirklichkeit: 10217, s1.

Farbe angenommen haben, welche kein Maler nachahmen kann, so ist der Anblick ein gar schöner. Das unterste Stockwerk ist meistens von Stein, beworfen und geweift. Die Stockwerke sind niedrig, 7—8 Fuß hoch, die Fenster ganz nahe beisammen und jeder Raum ist genügend erhellt. Solch ein Haus ist sehr warm, sehr dauerhaft und auch, ohne jeden vorherrschenden Zierrath, so malerisch, daß kein Schmuck es besser zieren könnte.

Man sagte mir, viele von diesen Häusern könnten mit den jetzigen Mitteln der Bevölkerung, zu den gegenwärtigen Arbeitslöhnen und Preisen des Materials, nicht erbaut werden. Sie stammen meistens aus den Zeiten, wo die Industrie im Lande blühte, bevor Maschinen den Preis der feineren Fabrikate gedrückt hatten. Damals wollte ein Fabrikant schöner wohnen als der andre, und oft wurden 50,000 Fr., eine große Summe für jene Zeit, auf ein einziges Haus verwendet. Die Ansicht dieser ausgedehnten Alpenlandschaft, übersäet mit so schönen Wohnungen, von der kleinen, über Felsen hinabhängenden Rasenbank und von den Streifen sonniger Weiden zwischen ansteigenden Wäldern an bis zu den niedrigen Höhen und den dazwischen liegenden Sätteln, war für mich noch nie dagewesen.

Von diesem Punkt fuhren wir nach Trogen, einem der Hauptorte Auzerrhodens. Der Kutscher stieg auf und das schnaubende Pferd trabte auf der sich windenden Straße weiter. Ein stattliches Haus nach dem andern, mit einer Gruppe von Obstbäumen daneben und mit Blumen vor den Fenstern, zeigte sich zu beiden Seiten des Weges. Die Leute, die uns begegneten, waren sonnverbrannt und unschön; es lag etwas Rauhes in ihrem Aussehen, aber viel Selbstgefühl schien aus ihnen zu sprechen, wenn sie, alle ohne Ausnahme, „Gott grüß euch!“ im Vorbeigehen sagten. Gerade vor Trogen zeigte der Postillon auf ein altes, aus dem Grase sich erhebendes, verfallendes Gemäuer. Dort schien das Gras üppiger zu wachsen als nebenher. Das war der Richtplatz,

wo schwere Verbrecher noch jetzt vor den Augen des Volkes mit dem Schwert hingerichtet werden. Der Kutscher erzählte mir von der letzten, erst vor 3 Jahren geschehenen Hinrichtung und all ihren schrecklichen Einzelheiten, u. a. wie der Mörder sein Verbrechen nicht habe gestehen wollen, bis man ihn aus dem Gefängnisse gebracht habe, um das Glockengeläute zur Beerdigung des Opfers zu hören, — wie er nach diesem Geständniß zum Tode verurtheilt worden sei und — doch ich will nicht weiter erzählen. Ich habe die Todesstrafe immer eher als einen Akt der Staatsklugheit, denn als ein Prinzip angesehen. Aber der Anblick jener mit Blut befleckten Stätte, jenes vom Blut genährten Rasens und die mir vorgestellte Erscheinung des Scharfrichters in seinem rothen Mantel u. s. w. flößte mir mehr Abscheu vor diesem Brauche ein als der Inhalt aller Bücher, welche dagegen geschrieben, und alle Reden, welche dagegen gehalten worden sind.

In Trogen trat ich in das erste Gasthaus, wohl 200 Jahre alt, außen mit Freskomalereien, innen nett und sauber, ein wahrer Schmuck von einem Haus. Der Gang desselben war mit Steinplatten belegt; ein festes Treppengeländer, dunkelbraun vor Alter, leitete mich in das Gästezimmer des zweiten Stockwerks. Auf der einen Seite dieses Zimmers waren die Fenster und in der Ecke ein allerliebster, sechseitiger Erker angebracht. Die niedrige Decke war getäfelt; der Ofen, ein massiver Thurm aus gebrannten weißen Kacheln; der Boden weiß gewaschen; Thüren, Schränke und Tische von braunem Nussbaumholz. Das alles gab dem Zimmer ein heimeliges und zierliches Aussehen. Alle andern Räume des Hauses waren ebenfalls sauber und nett. Die Wirthin grüßte mich: „Seid willkomm!“ und machte sich daran, das Mittagessen zu bereiten. Während ihrer Arbeit machte sie zuweilen kleine Pausen und kam zu mir ins Zimmer, freundlich bereit, mir Auskunft über Land und Leute zu geben. In dem Erker stand ein kleiner Tisch mit drei Gedekken. Da ich mit meinem eigenen Mittagessen beschäftigt

war, nahm ich nicht besondere Notiz von den drei Personen, welche sich dort niedersetzten. Doch fiel mir bald der grobe und harte Dialekt auf, in dem sie sprachen. Es war reines Appenzellerdeutsch, gebildet aus sonderbaren und undeutlichen Zusammenziehungen und mit stark vorherrschenden ch-, t- und g-Lauten. Einige Kenntniß des allemannischen Dialektes vom Schwarzwalde her setzte mich in den Stand, ihre Unterhaltung zu verstehen, welche sich zu meinem großen Erstaunen über das Studium der Klassiker verbreitete. Es tönte mir in die Ohren, wie wenn ein Irlander in dem breitesten Tipperary-Dialekt von Shelley's „Hexe am Atlas“ spricht. Ich wandte mich um, die Leute näher zu betrachten, und siehe, es waren wohlgefleidete junge Männer, vermutlich aus der besten Klasse der Appenzeller, vielleicht Lehrer an den Schulen Togens. Aber ihre Sprache unterschied sich gar nicht von derjenigen der Bauern, außer daß sie zuweilen Wörter anwenden mußten, welche, dem Volke unbekannt, der Verstümmelung entgangen waren. Ich ließ mich mit ihnen ins Gespräch ein, um zu hören, ob es ihnen nicht möglich sei, reines Deutsch zu sprechen, das sie doch schreiben und lesen müssen. Obwohl sie mich wohl verstanden, konnten sie doch nur theilweise und mit sichtlicher Mühe ihr Patois meiden. Ich fand es überall so in diesem Kanton. Das ist ein so ungewöhnlicher Fall, daß ich, der ich rauhe Sprache mit Unwissenheit verbunden mir vorstellte, jedesmal staune, wenn die, welche so sprechen, dennoch Bildung und Weltkenntniß an den Tag legen.

Die Wirthin versorgte mich mit einem Führer und Gepäckträger, so daß ich quer durchs Land nach Hundwyl ziehen konnte. Dieser Führer, Namens Jakob, brachte mich auf den Gedanken, ich sei unter ein sonderbares Volk gerathen. Er war so klein, daß er leicht unter meinem Arm weggehen konnte; sein Gang war etwas zwischen einem Fortwälzen und einem Hinken, doch wollte er durchaus nichts vom Hinken wissen. Er lachte jedesmal, wenn ich mit ihm sprach,

und antwortete mit einer Stimme, welche die Zeichen der Keilschrift in Laute auszudrücken schien. Zuerst kam ein Ausbruch von verschluckten Tönen, dann ein Trompetenstoß gleich dem Honk! Honk! der wilden Gänse. Doch wenn er mit seiner breiten Figur sich hinter den Wirthstisch setzte und ruhig, mit geschlossenem Mund mich anschaut, erschien er mir ganz hübsch. Wir waren zwei Stunden gegangen, ehe es mir gelang, seine Sprache zu enträthseln. Es ist bei nahe so schwer, einen Dialekt zu lernen als eine neue Sprache und hätte ich nicht im Allemannischen einen Schlüssel dazu gehabt, so wäre diesmal mein Verständniß in die Brüche gegangen. Wer in der Welt könnte wohl errathen, daß „a' Ma' g'si“, ausgesprochen „amaxi“, heißen sollte: „ein Mann gewesen?“

Die Straße war belebt von Landvolk und gar manche zogen unsers Weges. Alle, die wir trafen, redeten uns mit „Grüeze!“ an, was leicht zu übersezzen ist in: „Grüß' Euch!“ Einige Männer glänzten in Scharlachwesten mit doppelsten Reihen von Silberknöpfen und trugen einen Degen unterm Arm. Sie waren auf dem Wege nach der Landsgemeinde, wo sie, alten Gesetzen zufolge, bewaffnet erscheinen müssen. Als ich Jakob fragte, ob er mich nach Hundwyl begleiten wolle, antwortete er: „Ich kann nicht, ich darf nicht ohne schwarzes Kleid, ohne Degen und Hut gehen!“ —

Die wilden Tobel, welche gegen den Bodensee hin sich öffnen, der uns noch in der Ferne durch einen Einschnitt sichtbar war, ließen wir hinter uns und zogen westwärts durch ein häufig unterbrochenes Thal. Der frische Rasen war übersät mit Herolden des Frühlings, mit Primeln, Veilchen, Butterblumen, Anemonen und Veroniken, schwach, aber süß duftend. Ich achtete wenig auf die drohenden Wolkenlager, die sich über und zwischen den Säntispyramiden hin- und herbewegten, als ob sie Sturm zu weben im Begriffe wären. Die Gegend war so freundlich, mir so neu mit ihrer Bevölkerung und der Arbeit, welche jede Spur von

Wildnis beseitigt und die Berge in hochgelegene Rasenplätze und Parke umgewandelt hat, daß meine langsamten Füße mich nur zu schnell vorwärts trugen. Wir müssen über eine kleine Wasserscheide gegangen sein; ich bemerkte sie nicht, denn die Straße senkte sich beträchtlich nach einer andern Gegend mit tiefen Tobeln in der Nähe und beschneiten Bergen im Hintergrund. Das Grün der Landschaft war so glänzend und gleichförmig unter dem kalten, grauen Himmel, daß der Blick von den Häusern und zerstreuten Tannenwäldern beinahe abgelenkt wurde.

Am Fuß eines Hügels, der die ganze Gegend beherrscht, lag das große Dorf Teufen, fast so hübsch gebaut wie Trogen. Hier führte mich Jakob, welcher nicht weiter kommen wollte, in den „Hecht“ und bat die Wirthin, mir „en Ma“ an seiner Stelle als Begleiter mitzugeben. Wir nahmen noch eine Erfrischung mit einander; hierauf verabschiedeten wir uns unter wiederholtem Händeschütteln und vielen Glückwünschen. Sein Nachfolger war ein alter Bursch von 70 Jahren, der in holländischen Diensten gestanden hatte und sich mit einem Geschick verständlich machen konnte. Die Leute erkundigten sich nirgends nach meinen Geschäften, noch nach meiner Nationalität. Wenn der Führer ihnen sagte, woher ich sei, hieß es allemal: „Aber jedenfalls sind Sie ein geborner Appenzeller?“ Der Gedanke, daß ein Reisender in dieser Jahreszeit zu ihnen komme, wollte nicht in ihre Köpfe. Die schöne Kirche in Teufen, die großen schönen Häuser und Schulgebäude ließen mich dort auf einen weniger barbarischen Dialekt hoffen; aber nein, es war überall gleich!

Als wir das Dorf verließen, nahm die Zahl schwarz gekleideter Männer, einen Degen unter dem Arm, immer zu. Wahrscheinlich kamen sie aus fernern Kantonstheilen und wollten die morgige Reise abkürzen. Die meisten bogen vom Wege ab und kehrten diesem oder jenem Bauernhause zu. Ich war versucht, ihrem Beispiel zu folgen, da ich fürchtete, das kleine Dorf Hundwyl werde übersässt sein. Aber sollte

das auch vorkommen, so war es am Ende immer noch früh genug, die Privatgastfreundschaft anzusprechen; darum giengen wir festen Schrittes vorwärts, dem Thale zu. Die Sitter, die am Säntis entspringt, strömte unter unsren Füßen hin, zwischen hohen Felswällen, welche mittelst einer 200 Fuß hohen eisernen Brücke verbunden sind. Die Straßen in Auzerrhoden, vom Volke gebaut und unterhalten, sind bewundernswert. Diese kleine Bevölkerung von 48,000 Seelen hat in den letzten 15 Jahren 700,000 Dollars für Straßen- und Brückenbauten ausgegeben. Da das Volk sich selbst regiert, seine Ausgaben, daher auch seine Steuern, selbst regulirt, so ist seine Willigkeit, diese Lasten zu tragen, wirklich eine Lehre für andre Länder.

Nachdem wir die lustige, leichte Brücke überschritten hatten, führte der Weg auf der entgegengesetzten Seite des Tobels nach einem Dorfe auf einem Hügel, am Fuße der Hundwylerhöhe, wo wir Teufen und das schöne Sitterthal aus dem Auge verloren. Nun waren wir im Thale der Urnäsch und nach einem Marsch von etwa 40 Minuten langten wir in Hundwyl an. Als ich mich dem kleinen Orte näherte und keine andre als die gewöhnliche Beschäftigung wahrnahm, beruhigte ich mich. Es war da ein großer, neuer Wasserbehälter vor einem Brunnen, wo zwei oder drei Bursche in rothen Westen ihre Eimer mit Wasser, zum Gebrauch für den Abend, füllten. Kinder kamen unter die Thüren und stierten mich an; aber kein Zeichen deutete auf die Ankunft von Fremden.

„Ich will mit Ihnen in die Krone“, sagte mein Begleiter. „Dort sind morgen die Landammänner und auch die Musik, da können Sie unsre ganze Obrigkeit sehen.“ Die Wirthin bewillkommte mich und versprach mir ein Zimmer, worauf ich mich ruhig niedersetzte und die Grüze der ganzen Familie empfing. Sie kamen und giengen und machten mich mit all ihren Gewohnheiten bekannt. Nur ein einziger Gast war in dem Hause, von würdigem Aussehen und vermut-

lich gescheidtem Kopfe. Er trug auch einen Degen, der aber mit einem Regenschirm zusammengebunden war; ich hielt ihn für einen der ersten Beamten. Er hatte so sehr das Aussehen eines Neuerers oder Philosophen, daß Mitglieder einer gewissen kleinen Partei bei uns zu Hause ihn gewiß für ihren lieben W. P. gehalten hätten. Andre möchten in ihm einige Ahnlichkeit mit jenem wahren Menschenfreund W. L. G. entdeckt und die an die Heiligkeit der Sklaverei Glaubenden ihn für den Bischof . . . gehalten haben. Da in diesem Lande keine Empfehlungen nöthig sind, so wandte ich mich an ihn, in der Hoffnung, eine angenehme Bekanntschaft zu machen. Aber meine Erfahrung war schlimmer als die von Coleridge mit dem Pudding-Liebhaber. Seine Sinnesart mag höher und feiner gewesen sein, als ich beobachtete, aber worin bestand sie? — Mein Trompeter Jakob war viel verständlicher als er. Seine obren Zähne waren weg und er warf unverständliche Worte in seiner Mundhöhle herum. Er hatte auch die sonderbare Gewohnheit, wenn er meine Fragen beantwortete, das Wort „Ja“ auf drei verschiedene Weisen auszusprechen. Zuerst ein entschiedenes, bestätigendes „Ja!“; dann eine Pause, worauf ein langsames, fragendes „Ja?“ folgte, als wäre es das Echo eines gehegten Zweifels, und endlich, nach einer viel längern Pause, ein tief melancholisches, zagendes und abschließendes „Ja—a—a!“, aus dem Innersten seiner Brust hervorgesoffzt. Sogar als ich ihm am nächsten Tage nur „Guten Morgen!“ sagte, folgten diese Stoßseufzer in gleicher Ordnung auf einander. Man findet ein Seitenstück dazu in dem Wa'al des Yankees, doch ist letzteres nie so unleidlich zu hören wie das appenzellische „Ja!“

Am Abend sammelten sich ein Dutzend Leute um einen der langen Tische im Gastzimmer und tranken einen weißlichen Saft, aus Äpfeln und Birnen gepreßt, den sie „Most“ heißen. Ich gab einem, mit dem ich am besten sprechen konnte, ein Glas rothen Wein, worauf er sagte, es sei recht unverschämt, es anzunehmen. Als ich ihn fragte, wie es

komme, daß ich ihn viel besser verstehe als die andern, antwortete er mir: „Doch kann die Schriftsprache reden, wenn ich es probire, aber diese andern können es nicht.“

„Dort“, sagte ich, auf den Philosophen zeigend, „ist einer, der gar nicht zu verstehen ist.“

„So geht's auch mir.“

Sie wollten alle wissen, ob unser Krieg in Amerika bald vorüber sei; ob der Präsident die Macht hätte, ferner so viel Leid anzurichten (er habe viel zu viel Macht, meinten sie alle) und ob wohl unser Kongreß seine Rekonstituierungspläne werde ausführen können. Lincoln, sagten sie, sei der beste Mann, den wir je gehabt hätten. Als das Schauspiel „Lincoln's Tod“ in St. Gallen aufgeführt worden sei, hätten eine Menge Appenzeller Omnibusse gemietet, um nach dem Theater zu fahren.

Bei Tagesanbruch wurde ich vom Glockengeläute geweckt und bald nachher krachten Büchsenköpfe nah und fern. Alles im Hause regte sich dann und es kam mir vor, als ob ein Zug von Pferden und Elefanten Trepp' auf und ab rumpelten. Umsonst haschte ich nach dem ersten und besten Morgenschlaf; der Lärm nahm kein Ende. Nun stand ich auf, kleidete mich an und begann meine Beobachtungen.

Das Wirthshaus war von oben bis unten in eine Es- und Trinkhalle umgewandelt. Betten und alle Mobilien waren verschwunden; jedes Zimmer und sogar die Gänge waren mit Tischen, Bänken und Stühlen überstellt. Mein Freund vom vorigen Abend, welcher jetzt mit einer weißen Schürze und aufgerollten Ärmeln erschien, sagte mir: „Für heute bin ich einer der Aufwärter; wir haben schon für 600 Platz gemacht.“

Außer ihm waren noch etwa ein Dutzend solcher Aufwarteliebhaber hin und her beschäftigt. Der Wirth trug eine lederne Schürze, gieng von Zimmer zu Zimmer und blies in das Loch eines hohlen Schlüssels, wie wenn er dort seine Gedanken sammeln wollte. Ein Fäß mit weißem und eines

mit rothem Wein standen auf einer Unterlage im Wirths-zimmer, wo die Leute beschäftigt waren, Hunderte von Schoppenfläschchen zu füllen und sie auf Gestelle zu setzen. Sie füllten sie sehr ehrlich, nicht wie man in Newyork Lagerbier füllt, zum dritten Theil Schaum; sie füllten bis zum Rande auf. In der Küche brannten schon drei Feuer; da waren Haufen von Bratwürsten auf den Tischen, große Kübel mit Sauerkraut und Kartoffeln. Auf den Gestellen waren Eier, Salat und feineres Fleisch für die Würdenträger. „Guten Tag!“ rief die Wirthin, als ich in ihr Heilighthum schaute. „Sie sehen, wir sind bereit für alle!“

Während ich meinen Kaffee trank, rief der Wirth seine Aufwärter zusammen, gab jedem einen Beutel mit kleiner Münze zum Wechseln und hielt dann eine kurze praktische Anrede über die Pflichten des Tages, — wem zu trauen sei und wem nicht, wie sie Ordnung halten und jeder Ungeduld vorbeugen sollten und vor allem, wie sie stets eine gehörige Zirkulation zu beachten hätten, um die größtmögliche Menge Leute zu bedienen. Er schloß also: „Noch einmal, gebt Acht und vergeßt nichts, jeder von euch! Most 10 Rp., Brot 10 Rp., Wurst 15 Rp., Zunge 10 Rp., Wein 25 und 40 Rp.“ u. s. w.

Auch im Dorfe traf man Vorbereitungen, obwohl noch kein Dutzend Fremde angelangt waren. Bei einigen Häusern standen hölzerne Buden, deren Eigenthümer daran waren, Fladen und grobes Konfekt auszulegen. Auf dem freien Grasplatze vor dem Pfarrhaus stand ein großes Gerüst mit schönem Geländer, aber der grüne Wiesenabhang dahinter war menschenleer wie eine Alp. Nach Westen schauend erblickte ich dunkle Gestalten, die von fernnen Wegen herkamen. Der Himmel war überzogen, aber die Hundwylerhöhe stand mit ihren Schneestreifen klar da, ein Zeichen, daß gutes Wetter den wichtigen Tag begünstigen werde. Als ich durch das Dorf schlenderte und jeder, wie beschäftigt er auch war, noch Zeit zu einem freundlichen Worte fand, wuchs die Be-

wegung in der Nähe. Aus Wäldern, über Brücken und zwischen den Hügeln kamen Männergruppen hervor, die zu Reihen wurden, bis zuletzt ganze Züge auf jeder Straße daherströmten. Alle waren schwarz gekleidet, jeder mit einem offenrohrähnlichen Hut (Zylinder) auf dem Kopf, Degen und Regenschirm in der Hand oder unter dem Arm.

Von Zeit zu Zeit läuteten die Kirchenglocken, und eine Musikbande spielte die alten Weisen des Landes. Zu jeder Seite des Platzes auf dem Gerüste, wo der regierende Landammann steht, ist ein sehr großes, zweihändiges, Jahrhunderte altes Schwert angebracht. Die Stimmung der sich versammelnden Menge wurde ernster und feierlicher. Sechs alte, mit Lanzen bewaffnete Männer gingen mit wichtiger Miene hin und her. Ihre Aufgabe war, Ordnung zu halten, aber sie hatten nichts zu thun. Eine andre Polizei als diese, oder gar Soldaten, sah ich nicht. Jeder hielt sich für einen Theil der Regierung und fühlte seine Verantwortlichkeit. Kutschchen, leichte Wagen und Leiterwagen, diese mit Sängern besetzt, langten an. Ich gieng in die Krone, um die Ankunft der Standeskommision mit anzusehen.

Um die Verhandlungen dieses Tages begreiflicher zu machen, muß ich zuerst einzelne Züge dieser kleinen Demokratie kenntlich machen, die sie mit drei andern Bergkantonen gemein hat, d. h. die ursprünglichen Formen, welche das republikanische Prinzip in diesem Theile der Schweiz angenommen hat. — Die höchste Gewalt im Lande ist die Landsgemeinde oder Hauptversammlung des Volkes, von der die höchsten Räthe gewählt werden und die allein Gesetze ändern, annehmen oder verwerfen kann. Alle Bürger über 18 Jahre und alle Schweizerbürger, die sich ein Jahr im Kanton aufgehalten haben, müssen an die Landsgemeinde kommen. Für Nichterscheinen besteht eine Buße. Aufzerrhoden zählt 48,000 Einwohner, von denen 11,000 von Anfang bis zu Ende bei zuwohnen und zu stimmen verpflichtet sind.

In Glarus und Unterwalden, wo die Bevölkerung kleiner ist, besteht das Recht der Diskussion bei diesen Versammlungen, aber in Appenzell wurde für gut gefunden, sie abzuschaffen. Dennoch wird jede Gesetzesänderung zuerst in Versammlungen der verschiedenen Gemeinden besprochen, hierauf von dem Rath ausgearbeitet, publizirt, einen Monat vor Versammlung der Landsgemeinde von allen Kanzeln verlesen und dann darüber abgestimmt. Wenn der Rath sich weigert, irgend ein Begehr eines Bürgers vorzubringen und dieser die Sache dennoch für eine wichtige hält, so ist es ihm erlaubt, dieselbe dem Volke selbst vorzutragen, wosfern das in Kürze und in aller Ordnung geschieht. — Die Standeskommission, welche die vollziehende Behörde genannt werden kann, besteht aus dem regierenden Landammann und sechs Kollegen, von denen einer das Amt eines Seckelmeisters, ein anderer das eines Militärchefs zu besorgen hat; kurz, aus einem Ministerium in kleinem Maßstabe. Das Amt der Gewählten ist obligatorisch und ohne Gehalt. — Es besteht ein zweiter Rath (Großer Rath), der aus jener Kommission und aus Stellvertretern der Gemeinden, einer auf je 1000 Einwohner, zusammengesetzt ist, um die verschiedenen Angelegenheiten des Landes besser verwalten zu können, als da sind: Kirche, Schule, Gericht, Straßen-, Militär-, Armenwesen u. s. w. Aber die Landsgemeinde kann zu jeder Zeit seine Beschlüsse verwerfen. Die Bürger sind nicht nur gleich vor dem Gesetz, sondern genießen auch Gewissens-, Rede- und Gewerbefreiheit. Das Recht der Unterstützung genießen nur die Kantonsbürger. Die alte Einschränkung auf das Heimatrecht, d. h. der Anspruch, im Fall der Noth auf Kosten der Gemeinde unterstützt zu werden, bei uns für engherzig und unliberal gehalten, ist über die ganze Schweiz verbreitet. Im Appenzellerlande kann ein Fremder das Bürgerrecht nur mit 1200 Fr. in den Landseckel erhalten.

Der regierende Landammann wird auf 2 Jahre gewählt, aber die Wahlen der andern Mitglieder der Standeskommission

können jedes Jahr erneuert werden, wenn das Volk es für passend hält. Die Verpflichtung, zu dienen, kann deshalb dem Gewählten oft sehr unbequem sein. Er darf das Amt nicht niederlegen; das einzige Mittel, demselben auszuweichen, ist, zeitweilig den Kanton zu verlassen und diese Absicht dem Volke mitzutheilen, im Falle es ihm die Wahl aufdringen wollte. Dieses Jahr hatten zwei Glieder der Standeskommission diesen Schritt schon gethan, während drei andre wegen Entlassung an das Volk appellirten. — Die Landsgemeinde in Hundwyl hatte über all diese Begehren zu entscheiden und versprach daher, mehr als gewöhnliches Interesse zu bieten. Das Volk hatte Zeit gehabt, die Sache zu überlegen und, wie vorausgesetzt wurde, im allgemeinen sich schon entschieden. Doch fand ich niemand bereit, mir darüber zum voraus einen Wink zu geben.

Die zwei übriggebliebenen Mitglieder erschienen nun, begleitet von dem Rathsschreiber, an welchen ich empfohlen worden war. Er bot sich freundlich an, mich nach dem Pfarrhause zu begleiten, von dessen Fenstern aus, gerade hinter dem „Landsgemeindestuhl“, ich den Verhandlungen zu hören und alles überschauen könnte. Der Pfarrer, der im Begriffe war, den Gottesdienst vor Eröffnung der Landsgemeinde zu halten, zeigte mir den Nagel, woran der Schlüssel zu seiner Studirstube hing, und erlaubte mir, sie zu jeder Zeit zu betreten. — Nun schlug es neun und das feierliche Geläute der Glocken lud zum Gottesdienste ein. Da bildete sich ein kleiner Zug vor der Krone; zuerst die Musik, dann der Geistliche und die wenigen Mitglieder der Standeskommission, bloßen Hauptes und von zwei Weibeln mit langen Mänteln begleitet, deren rechte Hälfte schwarz, die linke weiß war. Die alten Lanzenmänner giengen zu beiden Seiten. Als die Obrigkeit so in die Kirche zog, entblößten alle Umstehenden das Haupt, und es folgten ihrer so viele nach, als dort Platz finden konnten.

Ich trat auch ein und setzte mich auf die Seite der Männer, da die Geschlechter dort, wie in Deutschland üblich, getrennt sind. Nach dem Gesange, aus welchem Knabenstimmen reizend hervortönten, und nach dem Gebete, wählte der Prediger seinen Text aus den Korinther-Briefen und hielt eine gesunde politische Predigt, welche dessenungeachtet wirklich fromme Zuhörer nicht im mindesten stören konnte. Ich sah mit Staunen, daß die meisten Männer nach dem Gebete die Hüte wieder aufsetzten. Nur einmal nachher zogen sie dieselben ab, als der Prediger, nachdem er die vorliegenden Pflichten und die Schwierigkeiten, welche jedes gute Werk zu begleiten pflegen, vorgestellt hatte, plötzlich sagte: „Lasst uns zu Gott beten, daß er uns helfe und führe!“ und mitten in die Predigt ein kurzes Gebet einschaltete. Der Eindruck war um so tiefer, da es, obwohl ganz unerwartet, dennoch einfach und natürlich war. Die Demokraten von Appenzell haben die amerikanische Entdeckung noch nicht gemacht, daß die Kanzeln durch den Ausdruck nationaler Gesinnungen oder durch Anwendung der christlichen Lehre auf die Politik profanirt werden. Sie halten sogar ihre Gemeindeversammlungen in der Kirche und meinen, der Akt des Stimmens werde dadurch geweiht, nicht aber das heilige Gebäude dadurch entweiht! — Aber, saget ihr, das ist die Demokratie des Mittelalters.

Als die Predigt vorüber war, konnte ich kaum den Weg durch die Menge finden, die sich unterdessen gesammelt hatte. Die Sonne schien heiß über die Hundwylerhöhe herab und die Thalabhänge glänzten in blendendem Scheine. Schon waren beinahe alle Tische in den Wirthshäusern und jedes Fenster mit Leuten besetzt; auf dem Platze wogte es von Stimmenden, von Richtern und Pfarrern, zusammengedrängt mit Knechten, gebräunten Bauern und Sennen. Nachdem die Obrigkeit feierlich nach einem Saale begleitet worden, kündeten 4 Musikanten in alterthümlicher Kleidung, mit Trommeln und Pfeifen die nahe Eröffnung der Landsgemeinde an.

Aber vorher kamen noch die Singgesellschaften von Herisau u. s. w. und drängten sich in die Mitte der Menge, wo sie einfache, aber ergreifende appenzellische Lieder sangen. Das Volk hörte ruhig und befriedigt zu, aber niemand dachte ans Beifallklatschen.

Ich nahm meinen Platz in des Pastors Stube ein und übersah die Menge. Auf dem ansteigenden Dorfplatz und den Wiesen darüber waren mehr als 10,000 Mann versammelt, die so nahe als möglich beisammen standen. Das Gesetz schreibt jedem vor, mit Seitengewehr und anständig gekleidet zu erscheinen. Die kurzen Säbel, welche viele trugen, ganz ähnlich unsern Seemannsmessern, dienen nur zur Manneszierde. Wenige hatten sie angehängt; zuweilen waren sie mit dem Regenschirm zusammengebunden, gewöhnlich aber hielt man dieselben in der Hand oder unter dem Arm. Die reichern Fabrikanten u. s. w. von Trogen, Herisau u. s. w. trugen mit Silber fournierte Degengehänge. Fast ohne Ausnahme waren alle schwarz gekleidet und trugen einen oft braunen und zerdrückten Zylinder auf dem Kopfe. Beides wurde mir also erklärt. Da die Leute mit aufgehobener Hand stimmen, so muß der Hut als Hintergrund dunkel sein, damit die Hände mehr hervortreten; ferner, weil der Regen einen guten Hut verderben würde (und es regnet gewöhnlich um diese Zeit viel), nehmen sie gewöhnlich einen alten mit. Nun konnte ich die Anzeigen, „gebrauchte Hüte zu verkaufen“, die ich den Tag zuvor in Zeitungen bemerkt hatte, verstehen. — Das Gefälle des Hügels war so, daß die vordern Reihen mit ihren Hüten die Gesichter der hintern bedeckten; so erschien mir diese Versammlung als die dunkelste und trübste, die ich je gesehen. Nur hie und da stach eine rothe Weste grell daraus hervor.

Mit feierlicher Musik und begleitet von den Weibeln in ihren zweifarbigem Mänteln und den Lanzenträgern, stiegen die wenigen Beamten auf den „Stuhl.“ Der erste der zwei Landammänner nahm seine Stelle zwischen den zweihändigen

Schwertern ein und wandte sich an die Versammlung. Plötzlich schien eine schwarze Wolke von allen Gesichtern sich zu entfernen. Vom „Stuhle“ aus begann das Hutabziehen und verbreitete sich schnell bis an den Saum der kompakten Menschenmasse. Die Hüte hatten vorher die Gesichter verdeckt, jetzt aber hob sich das Gesicht eines jeden von der Brust des Hintermannes hervor und Tausende von Köpfen sah ich vor mir, die sich berührten, wie ebenso viele auf eine dunkle Ebene gezeichnete helle Ovale.

Die Eröffnungsrede war weder so bündig noch so praktisch, als sie es hätte sein können. Obwohl ernst, wohlgemeint und sichtlich gut aufgenommen, wurde dennoch manches ausgesprochen, das die schlüchten, halb gebildeten Weber und die Aelpler an der Versammlung kaum haben verstehen können. So z. B.: „Möge ein Kranz des Vertrauens sich um eure Verhandlungen winden!“ — Zum Schluß sagte der Sprecher: „Laßt uns beten!“ und während einigen Sekunden waren die Häupter gebeugt, in tiefer Stille. — Das erste Geschäft betraf den Rechnungsbericht vom letzten Jahre, welcher einige Wochen vorher gedruckt und unter das Volk ausgeheilt worden war. Nun wurde es angefragt, ob es eine Kommission zur Prüfung der Rechnung ernennen wolle; doch beliebte ihm das nicht. Die Frage wurde von einem der Weibel gestellt, welcher zuerst seinen Dreispitz abnahm und mit Donnerstimme rief: „Getreue, liebe Landsleute und Bundesgenossen!“

Nun kam die Frage wegen Entlassung der amtsmüden Landammänner vom vorigen Jahr. Zuerst betraf dies den regierenden Landammann Dr. Zürcher. Das Volk stimmte sogleich darüber ab. Es herrschte ziemliche Verschiedenheit der Ansicht, aber die Mehrheit entließ ihn. Nun war seine Stelle sogleich wieder zu besetzen. Namen von Kandidaten wurden laut vom Volke ausgerufen. Es waren ihrer sechs, und weil die beiden Mitglieder der Standeskommision auf dem Stuhle sich unter dieser Zahl befanden, so riefen diese

mehrere wohlbekannte Mitbürger auf den Stuhl, um über die Wahlen zu entscheiden. Nach der ersten Abstimmung kamen nur noch zwei Kandidaten in die Wahl, und die Abstimmung wurde dann wiederholt, bis einer von beiden unzweifelhafte Stimmenmehrheit auf sich vereinigt hatte. Dr. Roth von Leufen war der glückliche Mann. Sobald der Entscheid angekündet worden, wurden mehrere Degen aus der Menge da emporgehoben, wo der Gewählte zu finden war. Die Musikanten und Lanzenmänner bahnten sich den Weg zu ihm; dann wurde er mit Trommeln und Pfeifen zu dem Stuhle begleitet. Hierauf stellte er sich zwischen die beiden Schwerter und hielt eine kurze Ansprache, der das Volk mit unbedecktem Haupte zuhörte. Den schwarzen Seidenmantel, welchen zu tragen zu seiner Würde gehört, zog er noch nicht an. Es war ein Mann von hohem Wuchs, geschäftsgewandt und von taktvoller Haltung; er führte die Geschäfte des Tages mit sehr gutem Erfolge. Die Wahl der übrigen Mitglieder erforderte weit mehr Zeit. Allen fünf Bewerbern um Entlassung wurde, mit wenig Händen dagegen, entsprochen, wobei ich dachte, das Volk handle sehr vernünftig. Bei einem dieser Beamten (Euler) war der Fall ein sehr harter. Er bekleidete die Stelle eines Landssackelmeisters, der für jeden Rappen der Landeskasse, laut Gesetz, verantwortlich sein muß. Nachdem er mit Genehmigung des Großen Rathes 30,000 Fr. auf einer Bank in Rheineck angelegt hatte, mußte er, wegen des Falles dieses Hauses, die ganze Summe aus eigener Tasche bezahlen. Er that es, machte aber Vorbereitungen zur Abreise aus dem Lande, falls er nicht entlassen würde.

Für die meisten Aemter wurden 10—14 Namen vorgeschlagen, und wenn sie auf zwei sich reduziert hatten und der Entscheid zwischen beiden schwankte, wurde die Abstimmung sehr lebhaft. Der Weibel, der wegen seiner starken Stimme gewählt worden war (die Bewerber um diese Stelle müssen hierin eine Probe ablegen), hatte einen sehr strengen Tag.

Die gleiche Formel mußte vor jeder Wahl auf folgende Weise wiederholt werden: „Herr Landammann, meine Herren, getreue, liebe Mitländer und Bundesgenossen! Wem's wohl g'stellt, N. N. fürs nächste Jahr zum Seckelmeister zu erwählen, der hebe seine Hand auf!“ Dann flogen im Sonnenschein Tausende von Händen über die dunkle Masse empor, hielten einen Augenblick stille und senkten sich nach und nach in welliger Bewegung, was mich an die Blätter erinnerte, welche von Herbstwinden aus waldiger Höhe fortgetrieben werden. Nach jeder angekündigten Wahl wurden die Degen an der Stelle erhoben, wo sich der Neugewählte befand, und mit Trommeln und Pfeifen wurde er nach dem „Stuhle“ begleitet. Fast zwei Stunden vergingen, bis die Regierung vollständig gewählt war.

Jetzt folgten die Wahlen der Oberrichter, welche in den meisten Fällen bestätigt wurden. Diese Bestätigung findet so lange statt, als das Volk mit dem Gewählten zufrieden ist. — Fast alle Bürger Auzerrhodens standen vor mir; von drei Biertheilen konnte ich genau die Gesichter beobachten und keinen andern Ausdruck darin entdecken, als den des ernsten, gewissenhaften Interesses an den Verhandlungen. Ihre Geduld war merkwürdig. Nahe beisammen, Mann an Mann, im heißen Sonnenschein, standen sie beinahe drei Stunden da und stimmten über 207 mal, bevor die Tagesgeschäfte abgethan waren. Einige alte Männer schlichen sich auf ein Viertelstündchen weg, um, wie mir einer sagte, dafür zu sorgen, daß der Magen nicht ganz leer werde, und einige junge Bursche tranken einen Schoppen Most zu gleichem Zweck. Die meisten kamen gewöhnlich wieder und nahmen nach der Erfrischung ihre Plätze ein.

Der Schluß der Landsgemeinde war eines der ergreifendsten Schauspiele, von denen ich je Zeuge war. Als die Wahlen vorüber und keine weiteren Geschäfte zu besorgen waren, bestieg der Pfarrer Etter von Hundwyl den Stuhl. Der regierende Landammann hüllte sich in seinen schwarzen

Mantel und nach einem kurzen Gebet leistete er den Eid. Er schwor: den Nutzen und die Ehre des Vaterlandes zu fördern, dessen Schaden zu wenden, des Landes Verfassung und Gesetze zu handhaben, Witwen und Waisen zu schützen, allen zum Recht zu verhelfen, und weder durch Freundschaft, Feindschaft, Mieth noch Gaben sich bewegen zu lassen, davon abzuweichen. Der Pfarrer sprach den Eid, Satz um Satz, vor; beide hielten die Schwörfinger empor; das Volk hörte ruhig, und entblößten Hauptes zu.

Nun wandte sich der regierende Landammann zum Volke und las ihm den Eid vor, daß es gleicherweise den Nutzen und die Ehre des Landes fördere, seinen Schaden wende, dessen Rechte und Freiheiten schütze, den Landesgesetzen gehorche, Rath und Gericht schirme, von keinem Fürsten noch Herren Geschenke, nicht Mieth noch Gaben annehme, und daß jedermann das, wozu er sollte gewählt werden, annehme und thue, so gut er's könne und vermöge. — Nachdem dieses verlesen worden, erhob der Landammann die rechte Hand mit emporgestreckten Schwörfingern. Seine Kollegen auf dem Stuhle und jeder von den 10—11,000 Mann thaten das gleiche. Die Stille war so vollkommen, daß das Zwitschern eines Vogels vom Hügel her die Lust erfüllte. Dann sprach der Landammann langsam und feierlich folgende Worte vor: „Das hab' ich wohl verstanden — was mir ist vorgelesen worden — das will ich wahr und stets halten — treulich und ohne alle Gefährde — so wahr ich wünsche und bitte — daß mir Gott helfe!“ — Nach jeder Pause wurden die gleichen Worte, langsam und mit dumpfem Tone von allen wiederholt. Die Ruhe war daneben so vollständig, die Worte wurden mit so gemessener Bestimmtheit nachgesprochen, daß mir schien, sie kommen nicht von Menschenlippchen her, sondern steigen als übernatürliche Laute von oben herab. Der Eindruck war unbeschreiblich. Am fernen Horizont zeigte sich das Schneegebirge, aber alle Majestät dieser Bergwelt trat weit zurück hinter dem Schauspiele, dessen Zeuge ich war.

Die letzten Worte waren verhallt; die Hände sanken langsam zurück; die Menge stand noch geschlossen beisammen, mit Ernst und glänzendem Auge, bis der Geist, der auf sie herniedergestiegen, vorübergegangen war. Dann trennten sie sich und — die Landsgemeinde war vorbei.

In meinem Gasthause, glaube ich, haben wohl mehr als die erwarteten 600 Gäste sich eingefunden. Vom Estrich bis zum Keller war jeder Winkel besetzt. Brot, Wein und dampfende Schüsseln wurden wie in einem fortwährenden Wirbel von der Getränkestube und aus der Küche nach allen lärmfüllten Räumen getragen. In den andern Wirthshäusern gieng es ebenso zu, und viele genossen Speis und Trank im Freien. Ich begegnete meinem Philosophen von gestern; er fragte: „Nun, was halten Sie jetzt von unsrer Landsgemeinde?“ — und ließ auf meine Antwort seine drei bekannten „Ja!“ folgen, das letzte mit noch längerer und tieferer Dehnung als je zuvor. Da die Geschäfte abgethan, dachte ich, wären die Leute weniger zurückhaltend, — was auch wirklich der Fall war. Fast alle, mit denen ich sprach, waren zufrieden mit dem Tagewerk. — Ich spazirte vergeblich nach allen Richtungen durch die Volksmenge, um eine persönliche Schönheit zu entdecken. Es waren wenig Frauen auf dem Platze, aber ein schöner Mann ist nur wenig schöner als eine schöne Frau, und ich sehe jenen gern, wenn diese nicht zugegen ist. Ich war überrascht von der großen Menge Männer unter Mittelgröße. Nur das Weben in geschlossenen Räumen, mehrere Generationen hindurch, mag diese zusammengedrückten Leiber und kurzen Beine bewirkt haben. Die Appenzeller sind weder ein schöner noch ein malerischer Stamm, und ihre Sprache stimmt zu ihrem Auszern. Aber während jenes Tages in Hundwyl lernte ich sie lieben und achten.

Pfarrer Etter drang in mich, bei ihm zu Mittag zu speisen; zwei jüngere Geistliche waren auch seine Gäste, und mein Freund, Rathsschreiber Engwiller, bot mir seine freundlichen Dienste wieder an. Dort hörte ich, daß die Einwohner

jeder Gemeinde ihren Pfarrer selbst wählen und besolden. In Gemeindesachen herrscht dasselbe demokratische System, wie in kantonalen Angelegenheiten. Die Volksbildung wird wohl besorgt. Die Sitten des Gemeinwesens werden von einer Kommission überwacht, die aus dem Geistlichen des Ortes und zweien vom Volke gewählten Beamten zusammengesetzt ist. — Aufzerrhoden ist beinahe ganz protestantisch, während Innerrhoden, das Gebirgsland am Fuße des Säntis, katholisch ist. Obwohl geographisch und politisch verbunden, war früher wegen der verschiedenen Konfession doch geringer Verkehr zwischen den Bewohnern der beiden Landestheile. Heutzutage aber kommen sie einander freundlich entgegen und fangen sogar an, sich einzuhiraten.

Nach dem Mittagessen führten die Beamten in Kutschchen weg, unter Trompetenschall und von Tausenden begleitet. Aufs neue füllten sich die Straßen und Fußwege mit dunklen Reihen von Wanderern; nur eine kleine Anzahl, deren Heimat nahe lag, blieben beim Trank und Gespräche sitzen. Eine Schaar Sennen, über deren braunen Gesichtern der Zylinder sich doppelt häßlich ausnahm, saßen beisammen, und während einer den Kuhreihen sang (jodelte), begleiteten ihn die andern mit ihren Stimmen, indem sie das Geläute von Kuhglocken nachahmten. Es waren heitere, lustige Bursche, und ihr Gesang wollte nicht enden. Einen einzigen Mann bemerkte ich, der wirklich betrunken aussah, die andern aber waren nur mehr als gewöhnlich heiter und frudig gestimmt. Gegen Abend brachen sie alle auf, und da in der Dämmerung starker Regen drohte, war außer mir kein Fremder mehr im kleinen Dorfe. „Es ist mir ziemlich gut gegangen“, sagte der Wirth, „doch kann ich meinen Gewinn noch nicht ausschöpfen bis übermorgen, wo dann die heutigen Ausslagen berichtigt sein werden.“ Wenn ich bedachte, daß in meiner eigenen Rechnung das Zimmer mit 6 Cents (100 Cents = 5 Fr. 35 Rp.) und das Frühstück mit 12 Cents berechnet

war, so kam mir vor, er könne sogar bei 1500 Gästen keinen glänzenden Profit gemacht haben.

Am nächsten Morgen machte ich mich früh auf den Weg nach Appenzell, dem Hauptorte Innerrhodens; mein Führer war ein Weber. Der Weg führte mich zurück zum Sitterthal, dann nach der Säntisgegend hin, über und um eine Menge von Hügeln herum. Der gleiche weiche, sammetartige Rasenteppich breitete sich über die ganze Landschaft aus und bedeckte die wellenförmige Oberfläche, nur da nicht, wo die Felsen durchbrechen. Es giebt kein grüneres Land auf Erden. Das Gras ist nach einer Pflege von Jahrhunderten so üppig und nahrhaft für das Vieh geworden, daß die Bewohner kaum einen Fleck Boden zu einem Gemüsegarten entbehren wollen, weil derselbe Flächenraum an Heu mehr Nutzen bringe. Das Gras wächst bis vor die Thüre, und es thut den Leuten weh, Fußwege zu den Nachbargütern anzulegen. Dafür lassen sie sich das Gemüse aus dem Thurgau bringen. — Bauern mähten das erste Gras zur Zeit meines Besuches; dann benützen sie die Bewässerung und Dünger, um die zweite Ernte zu befördern. Auf diese Art können sie dieselben Wiesen alle 5 oder 6 Wochen abmähen. Dies Verfahren giebt der ganzen Gegend eine Weichheit und einen Farbenglanz, wie ich das noch nirgends, nicht einmal in England, gesehen habe.

Ein zweistündiger Marsch brachte mich aus dem Sittertobel in das kleine Alpenbecken, worin Appenzell liegt. Es regnete langsam und unangenehm, und die gebrochenen, schnebedeckten Gipfel des Kamors und Hohenkastens starrten wie blaße Gespenster der Gebirge nach dem stürmischen Himmel empor. Ich beeilte mich, den kleinen, malerischen Flecken zu erreichen und in einem Gasthof unter Dach zu kommen, wo eine Wirthin mit goldenen Locken mir Forellen zum Mittagessen antrug. Von einem hintern Fenster aus schaute ich nach den verwitterten Gipfeln des Säntis, aber sie waren unsichtbar. Die senkrechten Wälle der Ebenalp, wo die Grotte und Kapelle des Wildkirchleins sich befinden, thürmten sich

über die nächsten Hügel, und ich sah mit Bedauern, daß sie noch über der Schneelinie standen. Es war unmöglich, bei diesem schlechten Wetter weiter vorzudringen, doch entschloß ich mich, einen andern Versuch zu machen, nämlich die Straße nach Urnäsch einzuschlagen und von da westlich in das berühmte Toggenburg hinüberzuziehen.

Die Innerrhoder sind das malerischste Volk des Kantons Appenzell. Die Männer tragen eine Lederkappe, zuweilen hübsch gestickt, eine Jacke von grobem Zwilch, die man über den Kopf anzieht, und bisweilen kurze Hosen. Früh im Mai verlassen die Hirten ihr Winterquartier im Thal und ziehen mit ihren Herden auf die Alpen. Die gescheidtesten Kühe als Leiterinnen der Herde gehen voran mit großen Glocken (zuweilen von einem Fuß Durchmesser), die an ihrem Halse mit gestickten Riemen festgemacht werden. Ihnen folgen die andern, und der Stier, welcher, sonderbar genug, den Melkfübel trägt und zwischen seinen Hörnern mit Kränzen geschmückt ist, bildet den Nachtrab. Die Sennen sind im schönsten Sonntagskostüm und ihre Fodler wiederhallen von Hügel zu Hügel. Solch ein Anblick, unter dem wolkenlosen, blauen Himmel eines glücklichen Maitages, macht das Herz des Appenzellers leicht. Er geht freudig an seine Arbeit und macht seine Käse auf der Höhe, während sein Weib unten im Thale bis zu seiner Rückkehr weht oder sticht. —

Am Nachmittag brach ich nach Urnäsch auf, mit einem hübschen Buben als Führer. Heiße Sonnenstrahlen brannten zuweilen zwischen den grünen Bergen hindurch und der Säntis entschleierte zum Theil seine Felsenstirne. Dahinter lauerten aber schwarze Sturmwolken, und lange bevor ich am Ziele war, regnete es unten und schneite es oben. — In Gonten steht ein großes Gebäude zu Schottenküren für überfütterte Leute. Viele solche kommen im Sommer auch nach Appenzell. Manche Leute, die uns begegneten, sagten nicht nur, „Gott grüeze!“ sondern auch gleich nachher „A die!“ ähnlich dem *salve et vale* der klassischen Zeiten.

Hinter Gonten zieht sich die Straße durch eine Schlucht, deren immerwährende Windungen sie sehr anziehend machen. Ich fand genug zu staunen bei jedem Bauernhaus am Wege, mit seiner warmen Holzfarbe, den zierlichen Blumengestellen und dem Panzerkleid von Schindeln. — Als die Kluft sich öffnete und das tiefe Thal der Urnäsch zwischen schneebedeckten Höhen vor mir lag und als das herrliche Grün der Wiesen, worauf das Dorf zerstreut liegt, mein Auge traf, wurde ich für mein Vordringen in das Herz des Landes reich belohnt. Noch waren es zwei Stunden vor Nacht und ich hätte Zeit gehabt, bis zum Rossfall zu gehen; aber die Wolken drohten mit dauerndem Regen.

In dem Dorfwirthshause traf ich mehrere Bauern und Handwerker, jeder mit einer Flasche Rheinthaler vor sich. Sie waren willig, mir jede gewünschte Auskunft zu geben. Um nach dem Toggenburg zu kommen, sagten sie, müsse ich über den Kräzernwald, doch sei das bisweilen eine gefährliche Reise; der Schnee sei viele Fuß tief und um diese Zeit gewöhnlich so weich, daß einer bis an die Hüfte einsinke. Heute aber habe es gedonnert und darnach sei der Schnee immer hart, so daß man darüber gehen könne; hingegen, durch den Kräzernwald, ohne Führer — nie! Zwei Stunden lang befände ich mich in einem wilden Wald, kein Haus, nicht einmal eine Sennhütte sei zu treffen, nur schlechte Wege, wo ich durch Schnee und Roth zu watten hätte. „Ja, ja, man könnte auf diesem Weg in das Toggenburg kommen“, sagten sie, „aber nicht allein und nur, wenn es in den Bergen gedonnert hat.“

Der Regen schlug die ganze Nacht an meine Fenster und am Morgen waren die untern Bergabhänge mit Schnee bedeckt, den kein Donner gehärtet hatte. Schwarzblaue Wolken lagen schwer über allen Alpengipfeln. Die Luft war rauh und scharf, die Straßen glatt. Bei solchem Wetter ist nicht nur die Gegend verhüllt, sondern auch die Leute schließen sich in ihre Häuser ein; warum also weiter reisen, ohne dafür

belohnt zu werden? Ich hatte ja den größern Theil des Landes gesehen und gab so meine vereitelten Pläne leicht auf. Als der Postomnibus für Herisau vor das Gasthaus fuhr, nahm ich einen Platz und rief mit Schiller's Sennbuben: „Ihr Matten, lebt wohl, ihr sonnigen Weiden!“ —

Die Gegend wurde milder und lieblicher nach Herisau zu, der reichsten und stattlichsten Gemeinde des Kantons. Ich sah wenig davon außer dem gastlichen Hause meines Freundes, des Rathsschreibers; denn wir hatten das Bergwetter mitgebracht. Die Bauart des Ortes ist hübsch; der Flecken besteht meistens aus beschindelten Landhäusern, die unregelmäßig zusammengestellt sind; jede Gasse lenkt nach einem andern Winkel ab. Etwas weiter erreichte ich den Rand der Berggegend und schaute wieder auf das liebliche Thal von St. Gallen hinüber. Unter mir war die Eisenbahn, und auf meiner schnellen Fahrt nach Zürich an jenem Nachmittage war der Gipfel des Säntis, welcher durch eine Masse dunkler Regenwolken schaute, der letzte Blick, den ich vom „Appenzeller-Ländchen“ genoß.
